

Von Maximilian König

In Neukölln jubelten am Wochenende Menschen auf der Sonnenallee über die Gräueltaten der Hamas, auf einem Schulhof gerieten ein Lehrer und ein Schüler wegen einer mitgebrachten Palästinaflagge aneinander. Laut Polizei versetzte der 15-jährige Schüler dem Lehrer einen Kopfstoß; dieser wehrte sich den Angaben zufolge und schlug zurück. Neuköllns Bezirksbürgermeister sagte zuletzt, er beobachte, dass der Nahostkonflikt auch an Schulen ausgetragen wird. Dabei gehe es vor allem um Schüler und Schülerinnen, die in ihren Familien viel arabische Medien konsumieren.

Cordula Heckmann, 65, leitete in Neukölln 14 Jahre lang die Rütli-Schule. 2006 machte ein Brandbrief sie deutschlandweit als „Problemschule“ bekannt. Lehrkräfte berichteten damals von eingetretenen Türen, Knallkörpern und anarchischen Zuständen. Aus dem Symbol für die deutsche Bildungsmisere ist inzwischen ein Vorzeigeprojekt geworden. Im April ging Heckmann in den Ruhestand, Anfang Oktober erhielt sie das Bundesverdienstkreuz.

Frau Heckmann, derzeit senden viele Lehrkräfte Hilferufe: Sie fragen sich, wie sie mit dem Nahostkonflikt umgehen sollen, speziell in Klassen mit Schülern mit arabischen Wurzeln. Was raten Sie ihnen?

Man muss den Schülern eine Stimme geben. Und nicht ohne sensible Vorbereitung in den Klassenraum gehen nach dem Motto: Wir sind jetzt alle solidarisch mit Israel. Am Anfang sollte ein Gespräch stehen: Was hat sich da ereignet? Was hört ihr, was nehmt ihr wahr? Was macht es mit euch, was habt ihr für Gefühle? Um dann zu dem Punkt zu kommen: Auf beiden Seiten sterben völlig sinnlos unschuldige Menschen – bei dem Überfall der Terroristen in Israel und jetzt in der israelischen Antwort darauf. Dafür stehen wir jetzt auf – und denken immer an alle. Wir müssen uns darauf beziehen, was menschlich ist. Hier gibt es durchaus Konsens.

Mancherorts werden Schweigeminuten gehalten oder Flaggen gehisst.

In der Sache ist das wichtig. Allerdings braucht es, darauf habe ich schon hingewiesen, eine vernünftige Einbettung. Es sollte eine Situation hergestellt werden, wo das, wozu es geht, auch empfunden werden kann. Dafür braucht es viele Gespräche, in denen die Schüler äußern können, wie sehr sie das alles betroffen macht – etwa, weil sie Anrufe aus den betroffenen Gebieten bekommen haben.

Am Wochenende haben Jugendliche sich in Berlin über die Terrorwelle in Israel offen gefreut, etwa an der Sonnenallee in der Nähe der Rütli-Schule. Wie verbreitet ist Antisemitismus unter Neuköllner Schülern?

Antisemitismus ist kulturbedingt und auch in den Medien, die die Jugendliche konsumieren, ein großes Thema. Die Familien kommen zu einem Teil aus den Regionen, die betroffen sind. Sie haben Familienangehörige, die immer noch dort leben und Gewalterfahrungen gemacht haben. Insofern ist es die Aufgabe der Schulen, diese Themen in den Unterricht zu holen, weil es die Lebenswirklichkeit vieler Schüler spiegelt. In den langen Jahren meiner Tätigkeit gab es immer wieder Zwischenfälle im Nahen Osten – dann wird es sehr emotional. Auf der argumentativen Ebene kommt man mit Schülerinnen und Schülern viel besser ins Gespräch, wenn dieser Diskurs nicht an aktuell emotional hochaufgeladene Situationen gekoppelt ist.

Wie sind Sie solche Themen angegangen?

In der Oberstufe haben wir einen Kurs „Glauben und zweifeln“ eingeführt, wo die Lebenswelten der Schüler und die der Mehrheitsgesellschaft in einen Dialog gebracht werden. Nicht zuletzt eine gute Gelegenheit, für unseren freiheitlich demokratischen Staat zu werben. Dieser Diskurs muss aber von Vertrauen geprägt sein und den Schülerinnen und Schülern auch die Möglichkeit geben, ihre Sicht der Dinge einzubringen. Und wir sollten, dort wo nötig, sachlich argumentierend dagegenhalten.



Pro-palästinensische Demonstration in Duisburg: Gut 100 Menschen zogen am Dienstag mit Flaggen durch den Stadtteil Hochfeld und rechtfertigten den Angriff der Hamas auf Israel.

FOTO: IMAGO/JOCHEN TACK

weniger Blick auf Lösungen. Die Schüler leben in Deutschland in Frieden, das wissen sie auch zu schätzen. Ihre Eltern, die teilweise geflohen sind, wollten für ihre Kinder eine bessere Situation, daran sollte man anknüpfen. Schule sollte ein Ort der Zuversicht sein.

Die Neuköllner Integrationsbeauftragte Güner Balci hat in einem Interview mit dem „Spiegel“ gesagt, dass breite Teile der arabischsprachigen Bevölkerung in Neukölln Sympathien für die Hamas hegen. Haben Sie das auch so wahrgenommen?

Nein. Dass die Hamas ein Gesprächsthema war, habe ich nicht erlebt und auch keine Unterstützung für sie. Wovon ich immer höre, ist die Ungerechtigkeit, die den Palästinensern geschieht. Aber ich persönlich habe noch nie gehört, dass deswegen Juden umgebracht werden sollten. In der Analyse will ich Frau Balci aber nicht widersprechen, ich kenne ja nur einen kleineren Teil der Community. Ich will nur sagen, dass wir an Schulen den festen Glauben haben sollten, dass wir miteinander die Gesellschaft gestalten. Wenn es eine breite Solidarisierung mit Terroristen gibt, müssen wir entschlossen entgegnetreten – nicht indem wir verdammen, sondern indem wir mutig, klar und sachlich unsere Argumente vortragen.

In Berlin wurden jüngst zwei pro-palästinensische Kundgebungen wegen begangener Straftaten bei vergleichbaren Demos verboten.

Es geht nicht darum, das Problem niederzureden. Überhaupt nicht. Mein Punkt ist: Schule ist ein Ort für junge Menschen in der Entwicklung. Und diese Chance muss Schule nutzen. Schule, Bildungsverwaltung, Politik sollten verstehen, dass die Herausforderungen, die im Zusammenleben verschiedener Kulturen entstehen, eine Daueraufgabe sind. Das Hochziehen von Trauerbeflaggung ist ein wichtiges Signal – aber es braucht auch einen Schritt davor. Wir sind eine Einwanderungsgesellschaft, wir haben Menschen aus aller Herren Länder, die andere Biografien haben, andere Religionen. Wir haben allen Grund für unsere freiheitliche Demokratie zu werben. Und das tun wir nicht, wenn wir das Gespräch nicht suchen.

Sie haben einmal gesagt: „Wir in Deutschland sind stark individualistisch geprägt, wohingegen die Kinder mit arabischem oder türkischem Hintergrund noch sehr viel stärker familiengebunden sind.“ Welche Rolle spielt der Familienkontext für die Ressentiments gegen Israel?

Bei diesen Schülern wirkt sich die familiäre Prägung in besonderer Weise aus, weil sie und deren Familien zu einem nicht unerheblichen Teil selbst Betroffene waren oder es noch immer sind. Tatsächlich hat die Familie bei ihnen einen sehr hohen Einfluss. Deshalb müssen wir auch mit den Familien ins Gespräch kommen. Und das sind schwierige Gespräche, wirklich. Aber wir müssen sie führen. Ich wüsste nicht, was die Alternative ist.

Güner Balci sagte auch, es könne richtig gefährlich werden, da eine Solidarisierung mit Israel unter Muslimen schnell als Verrat gebrandmarkt werde. Gab es das auch an der Rütli-Schule?

Diese Gefahr gibt es aber auch bei uns Erwachsenen. Gruppendruck darf man nicht unterschätzen, aber das ist kein Phänomen ausschließlich muslimischer Jugendlicher. Man verlässt ungern seine Peergroup. Wo das am besten gelungen ist, war nach den angesprochenen Israel-Reisen mit mehrheitlich palästinensischen Schülern. Die haben sich danach auch getraut zu widersprechen, wenn etwas falsch dargestellt worden ist. Das war ein Highlight meiner Berufstätigkeit.

Im Februar veröffentlichte Cordula Heckmann das Buch „Gebt die Kinder nie auf: Was wir am Beispiel der Rütli-Schule über Bildung lernen können“ (Verlag Gräfe und Unzer)

WAS KANN DIE SCHULE GEGEN DEN **HASS** TUN?

Der Nahostkonflikt überträgt sich in manches Klassenzimmer. In Berlin-Neukölln gerieten ein Schüler und ein Lehrer wegen einer palästinensischen Flagge aneinander. Cordula Heckmann krepelte ganz in der Nähe die einst verrufene Rütli-Schule um. Ein Gespräch.



Die frühere Schulleiterin Cordula Heckmann vor der Gemeinschaftsschule auf dem Campus Rütli im Berliner Stadtteil Neukölln. FOTO: MAJA HITIJ/DPA

Also wurde in diesem Kurs dann beispielsweise der Nahostkonflikt behandelt?

Der auch, neben anderen religiösen und gesellschaftlichen Fragen. Darüber hinaus haben wir noch einen Wahlpflichtkurs, der explizit „Naher Osten“ heißt. Dieser Kurs ist gerade in der Mittelstufe wichtig, da die Schüler altersbedingt sehr stark in der Provokation verharren. Das gilt aber nicht nur für jene mit Migrationshintergrund.

Wie hat sich der Kurs auf ihre Perspektive ausgewirkt?

Der Kurs bietet beiden Seiten eine Lerngelegenheit: Der Schule, weil Lehrerinnen und Lehrer, was den Nahostkonflikt betrifft, sicherlich als Deutsche eine starke Meinung haben, oft aber selbst nicht gut genug informiert sind. Umgekehrt sind die Schüler nur informiert über das, was sie zu Hause hören oder über Medien, die uns verschlossen sind. Und deswegen wollten wir lernen, worum es ihnen geht. Wir müssen in den Dialog treten, um ihre Perspektive kennenzulernen – aber auch, um die Chance zu nutzen, unsere Sicht der Dinge darzustellen. Aus diesen beiden Kursen sind jeweils Reisen nach Israel entstanden.

Solche Diskussionen werden oft hitzig geführt.

Es ist ein schwieriger Dialog, und auch ein emotionaler. Auch wir ha-

ben eine Geschichte und eine kulturelle Identität. Es ist aus meiner Sicht aber die einzige Möglichkeit, zu mehr Lösungsorientierung zu kommen. Ich wüsste nicht, was ich bewirke bei einem Schüler, der antisemitische Parolen redet, wenn ich sage: Dafür kriegst du einen Tadel und wirst suspendiert. Aber damit ist ja kein Erkenntnisprozess verbunden, eher eine Konfrontation. Aber natürlich braucht es auch klare Stoppsignale der Schule und des Staates.

Sie waren fast 15 Jahre lang Schulleiterin. Gab es schon immer antisemitische Tendenzen?

„Jude“ als Schimpfwort, das hört man immer mal wieder. Das war in der Schule sehr klar, dass alle Kollegen da entsprechend darauf reagieren. Aber wissen Sie, ich war im ersten Teil meines Berufslebens in Dahlem, da konnten Sie das auch hören. Von offenem Antisemitismus auf dem Schulhof mit Flagge und alldem, was jetzt in den Medien zu lesen ist, kann ich nicht berichten.

Zuletzt zeigte ein Video in den sozialen Medien, wie ein Lehrer in Neukölln auf dem Schulhof mit einem Schüler wegen einer palästinensischen Flagge gewaltvoll aneinandergerät.

Das sind keine schönen Bilder. Die machen einen nicht nur betroffen, sondern auch wütend. Beide Seiten sind hoch emotionalisiert, und dann wird es immer konfrontativer, mit